

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz

Band: 82 (1986)

Heft: 1-2

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

INGA WIEDEMANN: «Der Hinkende Bote» und seine Vettern. Familien-, Haus- und Volkskalender von 1757 bis 1929. Katalog der Kalendersammlung des Museums für Deutsche Volkskunde. 159 S. (29 S. Text, 129 S. Katalog), Abb. (Schriften des Museums für Deutsche Volkskunde Berlin, 10).

In diesem Katalog wird der Gesamtbestand an Volkskalendern (der genannten Zeitspanne) des Museums für Deutsche Volkskunde sorgfältig bibliographiert und sauber präsentiert vorgestellt. Eine Auswahl davon war 1984 in einer Ausstellung zu sehen.

Im Hauptteil des Kataloges sind die Kalendertitel in alphabetischer Reihenfolge aufgelistet (156 Titel auf 106 Seiten), und hier sind auch sämtliche bibliographischen Informationen zu finden. Sie erschöpfen sich nicht mit der Angabe von Herkunft, Verlag und/oder Herausgeber. Mit Hilfe der wichtigsten bibliographischen Verzeichnisse wurde versucht, wann immer möglich das erste Erscheinungsjahr zu eruieren, was gerade bei dieser Gattung von Periodica äusserst schwierig ist. Stichwortartig folgen Angaben zu Inhalt und Bilderschmuck des Kalenders. Falls bekannt, werden mitwirkende Autoren und Künstler erwähnt. Mit Zitaten werden Zielvorstellungen und Konzepte der Redaktoren deutlich gemacht. So ist zum Beispiel der «Kalender für Zeit und Ewigkeit» ein «Hausmittel gegen die Todesfurcht» und enthält «keine weltlichen Historien, Gespässe oder Mittel gegen Raupen und Maikäfer». Neben jedem Kalenderbeschrieb erscheint die Abbildung eines dazugehörenden Titelblattes. Der alphabetische Katalog wird ergänzt durch eine chronologische und eine thematische Gliederung der einzelnen Titel. Ein Personenregister erleichtert die Übersicht über Herausgeber, Schriftsteller und Illustratoren.

In der Einleitung finden wir Gedanken zur Bedeutung und Geschichte des Volkskalenders im Jahrhundert seiner Blütezeit. Der Leser erhält einen Eindruck von der Art des Lesestoffes dieses Mediums. Einzelne Themengruppen zur Unterhaltung und Belehrung werden herausgegriffen, fragmentarisch beschrieben und kommentiert. Allerdings steht die moralische Thematik zu sehr im Vordergrund. Im 19. Jahrhundert sind rein humoristische Beiträge in Volkskalendern nicht zu übersehen. Auch die Einleitung ist durch reiches und informatives Bildmaterial illustriert.

Katharina Eder

MARGRIT HEUSS-BRUNNER: Die Bündner Kreuzstichmuster als Glückszeichen. In: Bündner Jahrbuch 1985 (NF 27. Jg.), 134–145.

Auf wenigen Seiten gelingt es der Verfasserin, ihre jahrzehntelange Erfahrung im Umgang mit der traditionsreichen Kunst der Bündner Kreuzstichstickerei dem Leser zu vermitteln. Ihr Anliegen ist es, im Betrachter oder auch in den Stickerinnen, die die Tradition wahren wollen, Verständnis für die tiefere Bedeutung der Muster zu wecken. Sie sind Symbole aus der Frühzeit der Menschheit, als die vier Elemente als Ausdruck der göttlichen Natur verehrt wurden. So lassen sich alle Muster einem der vier Elemente zuordnen und erhalten daraus ihren Sinn: Wasser bedeutet Leben (z.B. Wellen- oder Zackenlinie), Luft ist das Reich der Phantasie, des Geistigen, Seelischen, Magischen (z.B. Vogel, Dreiblatt, Kreuz, Stern); Feuer ist Sonne, Gold, Königsmacht, Liebe (z.B. Kreis, Spirale, Rose, Herz, Löwe), und schliesslich bedeutet Erde Welt, Mutterschoss, Frucht (Quadrat, Raute, Granatapfel, Nelke, Lilie); hierher gehören auch die besonders alten Motive des Lebensbaumes und des Hirschs. Meist werden verschiedene Motive miteinander kombiniert. Die abgedruckten Beispiele verdeutlichen die genannten Symbole, und Abbildung 10 ist das Mittelstück einer Tischdecke mit den Glückssymbolen aller vier Lebenselemente. Die Symmetrie spielt dabei eine wichtige Rolle, um die Wirkung der Symbole zu erhöhen und gleichzeitig im Betrachter ein Gefühl der Harmonie auszulösen. Die Bündner Kreuzstichmuster sind magische Zeichen, die durch ihre traditionelle Gebundenheit und formale Schönheit auch heute noch ihren Zauber ausüben. Die historische Sicht und die

handwerkliche Seite dieser Kunst treten hinter dem zeitlosen Gehalt der Motive zurück. Gerade in diesem ganzheitlichen Verständnis der Motive liegt das Besondere des Ansatzes, den der vorliegende Artikel zu diesem Thema der Volkskunst bietet. Auch andere Autoren wissen um die symbolische Bedeutung von Stickereien, ohne allerdings so tief einzudringen: «Auch die Stickerei hat kultischen Charakter, auch sie war tief im Boden der Magie verwurzelt, tief in mythologische Vorstellungen eingebettet, die in sehr alte Zeiten zurückreichen. Vielleicht übte die Stickerei sogar die Funktion einer Bildersprache aus. Sie könnte für Menschen, die sie zu 'lesen' verstehen, einen Sinn gehabt haben, der weit über das hinausgeht, was wir Heutigen erfassen können». (Irmgard Glier: Europäische Stickereien, Rosenheimer Raritäten. Rosenheim ³1976, 110).

Paula Hefti

DEN IDEOLOGISKE HUSFLID. Husfliden i Andelstiden. Arv og Eje 1980. Roskilde: Dansk Kulturhistorisk Museumsforening 1983. 164 S., Abb.

Das Jahrbuch Arv og Eje 1980 der Dänischen Kulturhistorischen Museumsgesellschaft ist den ideologischen und geschichtlichen Aspekten des «husflid» (etymol. wohl «Hausfleiss») gewidmet. Diesen Ausdruck kann man in Deutsch mit mehreren Begriffen wiedergeben: Basteln, Handarbeit, Handwerk, Kunsthandwerk, Kunstgewerbe, Heimarbeit, Hausgewerbe, Heimindustrie, Heimatwerk. In jedem dieser deutschen Begriffe schwingen ideologische Obertöne mit, die durch die geschichtlichen Umstände, unter denen sie geschaffen worden sind und sich verändert haben, bestimmt sind. Dasselbe trifft auf den dänischen Begriff «husflid» zu. (In den englischen Zusammenfassungen zu jedem einzelnen Beitrag des Jahrbuchs ist zumeist von «Arts and Crafts Movement» die Rede.)

In der von *Carsten Hess* verfassten Einleitung wird darauf hingewiesen, dass dänische Bauernfamilien während Jahrhunderten geschickte Handwerker waren. Nachdem zwischen 1800 und 1870 aufgrund einschneidender wirtschaftlicher Veränderungen und neuer politischer Zielsetzungen das Heimgewerbe (cottage industries) in bäuerlichen Gebieten abgewertet worden war und praktisch zum Erliegen kam, wurde es nach 1864, d.h. dem Jahr, in dem Dänemark seinen Krieg gegen Deutschland verlor, auf allen Stufen und Ebenen propagiert und gefördert. Die neuen Begriffe hiessen nun «husflid» und «binaering», d.h. «Heimarbeit, Handarbeit, Kunstgewerbe, Heimatwerk, Nebenerwerb». 1873 entstand eine volkstümliche Bewegung, die sich um die Dänische Heimwerkergesellschaft gruppierte. Zweck der Bewegung war es gerade auch, junge Bauern und Landarbeiter zu ermutigen, sich in ihrer Freizeit mit handwerklichen Arbeiten zu beschäftigen. Das Recht auf Freizeit wurde damals in zunehmendem Masse akzeptiert, insbesondere auch für junge Lohnempfänger in ländlichen Gemeinden. Der emotionelle Inhalt der Handwerks- und Kunsthandwerksbewegung hatte zu Beginn einen Wiedererweckungscharakter. So wurden im ganzen Land Schulen eingerichtet, in denen die verschiedenen Handwerkszweige des «husflid» demonstriert und die zugehörigen ästhetischen Normen gelehrt wurden. Diese Bewegung war indessen nicht isoliert, sondern fand breite Unterstützung in ganz Dänemark. Zwischen 1870 und 1880 hatte sie auch deutliche soziale Ziele. Diese lagen vor allem in den verschiedenen Anstrengungen und Initiativen zur Selbsthilfe, liefen also parallel zu den Gründungen von Gewerkschaften, Krankenkassen, Sparkassen und Genossenschaften jener Zeit.

Die einzelnen Beiträge des sozial- und geistesgeschichtlich lehrreichen Bandes heissen: *Carsten Hess*: 1. Heimarbeit und Nebenerwerb für die Heimatwerkbewegung; 2. N. C. Rom, der Agitator [oder: Promotor] des «husflid»; 3. Die Dänische Handarbeitsgesellschaft / Heimatwerksgesellschaft; Ziele und Mittel; 4. Die lokale Arbeit. Handarbeitsschulen / Heimatwerksschulen. *Minna Kragelund*: Die Heimarbeit der Frau; Textile Handwerksarbeiten. *Annette Tonn-Petersen*: Verschiedene Handwerksarbeiten aus Holz 1. *Carsten Hess*: Verschiedene Handwerksarbeiten aus Holz 2. *Hanne Poulsen*: Handwerk und Basteln der Seeleute. *Holger Rasmussen*: Das Dänische Volkskundemuseum und die Heimatwerkbewegung. *Carsten Hess*: Die Lieder der «husflid»-Bewegung.

Gerhard Baer

F. K. MATHYS: Ist die schwarze Köchin da? Alte Kinderspiele. Frauenfeld: Huber 1983. 184 S., 16 farbige und 60 Schwarzweiss-Abb.

Das Schönste an diesem Buch sind die Bilder: eine Bildergeschichte zum Kinderspiel. Sie reicht vom 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart und beginnt mit den Reifentänzen des Urs Graf, die an die Hula-Hupp-Spiele der 50er Jahre erinnern. Es folgen ein Spielalphabet des Hans Holbein und dann die reizvollsten Bildfunde – vor allem aus Schweizer Museen und Bibliotheken – zu kindlichen Bewegungsspielen, wobei die unerschöpfliche Quelle des Conrad Meyer aus dem 17. Jahrhundert keine geringe Rolle spielt. Mit dem Ende des 18. Jahrhunderts beginnt dann der wahre Bildersegen einer Epoche mit einer neuen Einstellung zum Kind und seiner eigenen Welt, und der Verfasser präsentiert auch unbekannte, herrliche Bildbelege zum vielfältigen Repertoire des Kinderspiels im Freien in wunderbaren funktionalen Szenen als genaue Spieldokumentationen. Das setzt sich über das kinderfreundliche Biedermeier fort bis zur Gründerzeit mit einer Vorliebe für das Soldatenspiel. In einigen Beispielen wird der Leser bis in die Gegenwart geführt.

Obgleich der Titel das nicht aussagt, schöpft der Autor, ein bekannter Sport- und Kulturhistoriker, vor allem aus Schweizer Quellen und kommentiert die Bildwiedergaben des prachtvoll ausgestatteten Werkes aus umfassender Kenntnis der Geschichte der (Schweizer) Bewegungsspiele. Dabei ist das Finderglück über Kontinuitätslinien gewisser Spieltraditionen bis ins Altertum verständlich. Jedoch vermisst der deutsche Leser die Zitierung moderner wichtiger Spielliteratur wie Reinhard Peesch: Das Berliner Kinderspiel. Berlin 1957; Ulrich Baader: Kinderspiele und Spiellieder. Tübingen 1979; Ingeborg Weber-Kellermann und Regine Falkenberg: Was wir gespielt haben. Frankfurt a. M. 1981 u.a.m.

Im Textteil begegnet man schönen Analysen über Kind und Gesellschaft, z. B. am Muster des Murnelspiels. Aus profunder Kenntnis wird eine Kulturgeschichte des Kinderspiels angeboten, in der beim historischen Rückverfolg der Spiele die Mythologie und die Suche nach der kultischen «Urform» allerdings etwas überstrapaziert werden, so dass man sich in die Zeiten der Brüder Grimm zuweilen zurückversetzt meint. Versöhnt wird man dann wieder durch den Verweis auf andere zeitgeschichtliche Vorbilder wie Militär und Kirche und das Einbeziehen der sozialen Welt der kindlichen Spielgruppen und ihrer Regeln. Aber das Schönste an diesem Buch sind die Bilder.

Ingeborg Weber-Kellermann

MARGARETHE WILMA SPARING: The perception of reality in the Volksmärchen of Schleswig-Holstein. A study in interpersonal relationship and world view. Lanham/ New York/London: University press of America 1984. XI, 195 S.

Die Verfasserin möchte mit ihrer Studie eine Lücke schliessen und am Märchenrepertoire einer Landschaft das untersuchen, was ihrer Meinung nach bis jetzt vor allem Völkerkundler untersucht haben: nämlich die Weltanschauung einer Volksgruppe. Obwohl Frau Sparing vom tiefenpsychologischen Gedankengut leicht beeinflusst ist (Rumpelstilzchen ist ein Phallussymbol; die Vorstellung vom Drachen ist 'of course' eine sexuelle!), sucht sie nicht nach überethnischen Ursymbolen in den Märchen, sondern will Schuhmacher, Fischer, Bauern und andere Leute Schleswig-Holsteins nach ihrer Weltanschauung befragen.

Das Untersuchungsmaterial besteht aus Volkserzählungen, die etwa zwischen 1845 und 1960 meistens wörtlich aufgezeichnet und von Kurt Ranke herausgegeben wurden. Nach einer Übersicht über die Geschichte der Märchenforschung beschreibt die Verfasserin die wichtigsten zwischenmenschlichen Beziehungen, die in den Erzählungen vorkommen (das Verhältnis zwischen Familienmitgliedern und Geschlechtern, zwischen der menschlichen und der übernatürlichen Welt), und versucht danach herauszustellen, wie die Leute, die da erzählen, über das Universum, über ihre soziale Umwelt und über sich selbst denken.

Obwohl der Ansatz sehr lobenswert ist, bringt die Untersuchung nicht sehr viel Neues ans Licht: Schon die phänomenologische Beschreibung erweckt den Eindruck, dass europäische Märchen untereinander offenbar keine wesentlichen Unter-

schiede aufweisen. Diese Erzählungen beschreiben konfliktbeladene, patriarchalische Ehen (aber eheliche Liebe und gegenseitige Hilfe sind auch möglich!); Väter, die über ihre Kinder uneingeschränkte Autorität ausüben (interessante Beobachtung ist indessen, dass während in Grimms Märchen die bösen Stiefmütter dominieren, in der vorliegenden Sammlung der harte Vater weit häufiger ist); es herrscht Rivalität unter drei Brüdern und zwischen Stiefschwestern, Kooperation zwischen zwei Brüdern und zwischen Schwester und Bruder; der Begleiter des Helden ist entweder sein Kamerad oder sein Feind; seine Feinde sind ferner Riesen, seelenhungrige Teufel, schreckliche Drachen u. a. m. Alles Beziehungen und Figuren, die keineswegs auf nur schleswig-holsteinische Erzählungen beschränkt sind.

Die Resultate der weltanschaulichen Untersuchung sind dementsprechend ebenfalls nicht nur für diese Region charakteristisch: In der Anschauung der Gewährsleute wird das Leben als Kampf betrachtet, zugleich ist man aber auch dem Schicksalsglauben verhaftet. Die irdischen Güter und die guten Eigenschaften sind auf dieser Welt ungleich verteilt. Im Leben widerspricht sich oft Sein und Schein. Ungleichheit zwischen arm und reich, zwischen Mann und Frau wird bereitwillig akzeptiert; Gehorsam ist dementsprechend eine anerkannte Tugend, obwohl Trotz und Hartnäckigkeit ebenfalls als nützlich erachtet werden. In der Zeichnung der Figuren erkennt man einen eher egozentrischen Menschenschlag.

Alles in allem: Ansichten einer nicht allzusehr aufbegehrenden, patriarchalisch-konservativen Gesellschaft, in der es freilich – es handelt sich ja schliesslich um Märchen! – möglich ist, dass der einfache oder benachteiligte Mensch den Gipfel der sozialen oder familiären Hierarchie erklimmt. Die Frage drängt sich auf, ob Märchen mit all ihrer tatsächlich vorhandenen gesellschaftlich-historischen Bestimmtheit wirklich sehr geeignet sind, die Weltanschauung einer Gemeinschaft wiederzugeben, oder ob man nicht vermehrt Sagen und alltägliche Erzählungen zu diesem Zwecke heranziehen sollte.

Katalin Horn

GERTRUD ANGERMANN: Land-Stadt-Beziehungen. Bielefeld und sein Umfeld 1760–1860 unter besonderer Berücksichtigung von Markenteilungen und Hausbau. Münster: Coppenrath 1982. 398 S., 36 Abb. (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 27).

In bewusster Umkehrung der gängigen Formel «Stadt-Land» nennt Gertrud Angermann ihre Untersuchung «Land-Stadt-Beziehungen», denn ihr Anliegen ist es nicht, die Dominanz der Stadt für das Land nachzuweisen, sondern es soll «mehr das Miteinander im Geben und Nehmen thematisiert werden» (S. 2).

Diesem Aspekt gerade in Bielefeld und seinem Umland nachzugehen, bietet sich deshalb an, weil sich in den hundert Jahren zwischen 1760 und 1860 der Wandel von Landwirtschaft über Protoindustrialisierung (Heimgewerbe) zur Industrialisierung in der Textilherstellung vollzog und somit eine Wechselwirkung von Land auf Stadt und umgekehrt vermutet werden kann.

In sieben Kapiteln geht Angermann den Veränderungen und ihren Auswirkungen in verschiedenen Bereichen nach. Der Bevölkerungsanstieg in Ravensberg, die Markenteilung und die Aufhebung der Eigenbehörigkeit – kennzeichnend für die Zeit von 1760 bis 1815 – schufen die Voraussetzungen für den starken Anstieg des flachsverarbeitenden Heimgewerbes, das seinen Absatz in Bielefeld hatte. Die Landwirtschaft verlor in dieser Zeit immer mehr ihre ausschliessliche Stellung als Erwerbsgrundlage, denn der Verdienst durch die Textilherstellung reichte, verbunden mit einer geringen Landwirtschaft, aus, um die Familien zu ernähren.

In der zweiten Hälfte des Untersuchungszeitraums – 1815 bis 1860 – wirkte die zunehmende Technisierung in der Textilherstellung auf die soziale und wirtschaftliche Lage der Landbevölkerung zurück, das Heimgewerbe war den Fabriken mit den mechanischen Garnspulen und Webstühlen gegenüber nicht mehr konkurrenzfähig. Zwar ermöglichten die neuen Verkehrsmittel, wie die Eisenbahn, die Gründung von Fabriken auf dem Lande, aber gerade die Eisenbahn begünstigte auch den Transport von Textilien aus entfernteren Zentren. Die Verschlechterung der sozialen Lage der

ländlichen Bevölkerung konnte durch die Fabrikgründungen nicht aufgehalten werden. Möglichkeiten, dieser Situation zu entkommen, waren Auswanderung nach Amerika, Abwanderung ins Ruhrgebiet oder Wanderarbeit.

Ausführlich geht die Verfasserin auf die Einstellungen und Überzeugungen innerhalb der Bevölkerung Ravensbergs im 18. und 19. Jahrhundert ein. Dieses sehr vielschichtige Kapitel gibt einen guten Einblick in die ländliche Mentalität dieses Gebietes unter dem Einfluss des sich vollziehenden Wandels. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass die ländliche Bevölkerung bis in das 19. Jahrhundert hinein gerade in wesentlichen und existentiellen Bereichen ihre traditionellen Anschauungen beibehielt: Religion, Politik, Einstellung zu Grund und Boden, während es andererseits durchaus innovationsfreudig reagierte: z.B. Ackerbau, medizinische Versorgung.

Obwohl der Kontakt zur Stadt Bielefeld bereits in der Zeit des Heimgewerbes sehr intensiv war, trat ein durchgreifender Wandel, der seinen Ausdruck in Kleidung, Wohnen, Bauweise und Einstellungen fand, erst durch die Industrialisierung ein.

Verdienst dieser Untersuchung ist es, den Blick von der einseitigen Ausrichtung, danach zu fragen, welche Auswirkungen die Stadt auf das Land hatte, dahin gelenkt zu haben, einmal in umgekehrter Richtung zu fragen. Die wechselseitigen Einflüsse werden in detaillierter Quellenarbeit sichtbar gemacht.

Es bleibt zu wünschen, dass die an diesem Beispiel gewonnenen Ergebnisse an anderen Gebieten, die eine andere wirtschaftliche Entwicklung im 18. und 19. Jahrhundert erfahren haben, überprüft werden.

Silke Göttisch

BARBARA KNÜTTEL: Manns- und Weibskleider in Unterfranken. Nachlassinventare aus den Gerichtsbezirken Dettelbach, Kitzingen, Ochsenfurt und Sommerhausen als Quellen zur Bekleidungsforschung. Würzburg: Bayerische Blätter für Volkskunde/München: Bayerisches Nationalmuseum 1983. VII + 225 S. (Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 15).

Die Magisterarbeit von Barbara Knüttel, die in Würzburg bei Wolfgang Brückner entstanden ist, geht in der Darstellung historischen Sich-Kleidens in Unterfranken nicht von den auf Abbildungen und durch Kleidungsstücke überlieferten Erscheinungsformen aus, die wir uns – gerade für den Untersuchungszeitraum 1744 bis 1861 – angewöhnt haben, Tracht zu nennen, sondern zieht eine Quellengruppe heran, die in der Bekleidungsforschung erst in jüngerer Zeit stärkere Beachtung findet – die Nachlassinventare.

In den einführenden Kapiteln beschäftigt sich die Verfasserin ausführlich mit den Schwierigkeiten bei der Suche nach dieser Gruppe archivalischer Quellen, die deutlich machen, dass hier der Forschung in Hinsicht auf flächendeckende Untersuchungen und damit übergreifende Vergleichbarkeit und Repräsentativität Grenzen gesetzt sind.

Um den in der Mitte des 19. Jahrhunderts stattfindenden Wandel im Kleidungsverhalten mit in die Untersuchung einbeziehen zu können, wurden von der Verfasserin als zusätzliches Quellenmaterial die in den Jahren zwischen 1858 und 1860 entstandenen Physikatsberichte herangezogen.

Ausgewertet wurden insgesamt 278 Inventare, die Angaben zum Namen des/der Verstorbenen, Ort und Datum der Erstellung enthalten. 109 Inventare zählten nur Frauen-, 88 ausschliesslich Männer- und 81 sowohl Männer- als auch Frauenkleider auf. Sozialdaten wie Alter, Stand und Konfession liessen sich nur selten aus den Inventaren entnehmen, da aber die 94 angegebenen Berufsbezeichnungen auf eine breite soziale Streuung hinweisen, kann mit der Verfasserin vermutet werden, dass diese hiermit angedeutete Breite auch durch die übrigen Inventare nicht verfälscht wird. Zudem wurde anhand des Gesamtwerts der einzelnen Inventare eine Einteilung nach Unter-, Mittel- und Oberschicht vorgenommen. Die meisten der untersuchten Inventare sind danach eindeutig Angehörigen der Mittelschicht zuzuordnen, ihr Gesamtwert betrug zwischen 100 und 5000 Reichstaler. Bis auf die Inventare aus Kitzingen stammen alle aus dem ländlichen Bereich. Für die Zeit vor 1800 sind mehr protestantische als katholische Inventare überliefert.

Bei der sehr gründlichen und umfassenden Auswertung der Inventare kann die Verfasserin eine Reihe von Fragen beantworten, die sich der herkömmlichen Bekleidungsforschung entziehen.

In diesen Zusammenhang gehört nicht nur die Vielfalt der aufgeführten Kleidungsstücke, sondern auch deren unterschiedliche Zuordnung: So besaßen Männer weniger Kleidungsstücke als Frauen, aber der Anteil des Werts der Kleidungsstücke am Gesamtvermögen nahm sowohl bei Männern als auch bei Frauen mit zunehmendem Gesamtbesitz ab, während die Anzahl der Kleidungsstücke in direktem Bezug zur sozialen Zugehörigkeit stand. Aber auch das Eindringen neuer Kleidungselemente und die Farbgestaltung der unterschiedlichen Kleidungsstücke lassen sich an den Inventaren nachvollziehen.

Trotz dieser Fülle von Ergebnissen ist sich die Verfasserin auch der Grenzen ihrer Quellen bewusst: Über Schnitt, Zusammenstellung von Kleidungsensembles, Verzierungen, Fragen der Unterscheidung von Tracht und modischer Kleidung, Festtags- und Alltagskleidung geben die Inventare nichts oder nur sehr wenig her.

Doch gerade die Vielzahl der herausgearbeiteten und gut belegten Ergebnisse, die hier von Knüttel vorgelegt werden, zeigt, dass eine sinnvolle Auswertung von Inventaren für eine historische Bekleidungsforschung, die mehr als nur Tracht verifizieren will, unerlässlich ist.

Silke Götsch

WALLFAHRT KENNT KEINE GRENZEN. Themen zu einer Ausstellung des Bayerischen Nationalmuseums und des Adalbert Stifter Vereins, München. Hg. von L. Kriss-Rettenbeck und G. Möhler. München: Schnell & Steiner 1984. 592 S., Abb., Karten.

Der Aufsatz-Band zur Ausstellung «Wallfahrt kennt keine Grenzen» spiegelt in seiner thematischen Breite und durch die Zahl der Mitarbeiter Tendenzen internationaler Wallfahrtsforschung. Was die Ausstellung, von einer Arbeitsgruppe des Bayerischen Nationalmuseums vorbildlich betreut und durch einen eigenen Katalog beispielhaft dokumentiert, den zahlreichen Besuchern gerade im Zusammenhang des 88. Deutschen Katholikentages in München einprägsam zur Wallfahrtsgeschichte und -kultur bildhaft vorstellte, das versucht der umfangreiche Aufsatzband (592 Seiten) übergreifend zu problematisieren. Die Zahl der Mitarbeiter und die Vielfalt der Beiträge (46 Nummern, wenn richtig gezählt) repräsentieren unterschiedliche Zugriffe und Forschungsrichtungen im Umkreis des Phänomens Wallfahrt. Selbstverständlich können die Beiträge dabei nicht das ganze Spektrum «Wallfahrt» ansprechen und alle einschlägigen Disziplinen integrieren. Fragen der Systematik, der Entwicklung, der Bedeutsamkeit für die religiöse Praxis, wie sie Philosophie, Theologie (mit den einschlägigen Fächern), dann Geschichte (besonders die Frömmigkeitsforschung), Religionswissenschaft und Sozialwissenschaften erörtern, werden daher nur am Rande angesprochen.

Folgende Buchanzeige muss sich mit einer Inhaltsübersicht und wenigen Anmerkungen begnügen. Die Anordnung der Beiträge, die gerade auf die internationale Breite der Forschung verweisen, erfolgt nach fünf anthropologischen Kategorien:

I. Das Menschenleben als Pilgerreise. Wallfahrt als Askese, als Metapher (mit Abhandlungen von *Lenz* und *Ruth Kriss-Rettenbeck*, *Ivan Illich*, *Edmond-René Labande*, *Leopold Kretzenbacher*, *Margit Wörner*, *Iso Baumer*);

II. Der Aufbruch des Pilgers. Wallfahrtsanlass und Pilgermentalität (mit Beiträgen von *Pierre Boglioni*, *Pierre André Sigal*, *Louis Carlen*, *Wolfgang Brückner*, *Ronald Williamson*);

III. Der Pilger auf dem Weg. Reise – Bericht – Ausstattung – Andenken (mit Beiträgen von *Arnold Lasotta*, *Jean Richard*, *Reinhard Haller*, *Georg Black*, *Leonie von Wilckens*, *Cordelia A. Spaemann*, *Albrecht A. Gribl*, *Kurt Köster*);

IV. Das Ziel des Pilgers. Lebende Personen – Apostelgrab – Reliquien – Kultbild (mit Beiträgen von *Bernhard Kötting*, *Jan van Herwaarden*, *Robert Plötz*, *Patrick J. Geary*, *Hans Dünninger*, *Walter Hartinger*, *Floriano Grimaldi*);

V. Die heilige Stätte. Gnadenort und Heilort (mit Beiträgen von *Nikolaus Egender*, *S. Peter Cowe*, *Bernhard Hanssler*, *Georg Schwaiger*, *Gisela Goldberg*, *Franz Matsche*, *Walter*

Pötzl, Anna Maria Tripputi, Elisabeth Walther, Walter Hartinger, Elfriede Grabner, Wolfgang Brückner);

VI. Wallfahrt und Gemeinschaft. Volk – Nation – Ökumene (mit Beiträgen von Joaquín Alliende-Luco, Guy Laperrière, Gabriel Llompart, Jerzy Galinski, Johanna von Herzogenberg, Oliva Wiebel-Fanderl, Beate Heidrich, Ursula King).

Die Fülle der Abhandlungen lässt gewisse thematische Überschneidungen in den Überschriften nicht ganz vermeiden (s. Punkt IV und V). Vorzüglich werden Bereiche der Wallfahrtskultur und Wallfahrermentalität (s. Punkt II und III) analysiert, der Zusammenhang von Gnadenbild, Wallfahrtsgenese und Umfeld an Einzelbeispielen veranschaulicht (s. Punkt IV und V). Die grosszügige Ausstattung des Bandes durch Bild- und Kartenmaterial dokumentiert fast für jeden Beitrag neu Inhalt und Zielrichtung. Anmerkungen, Summary oder Zusammenfassung, Register und ausführliche Bibliographie erleichtern der Forschung wie der interessierten Öffentlichkeit den Zugriff und ermöglichen so die Benutzung der Aufsatz-Sammlung als Nachschlagewerk zum Wallfahrtswesen. Leider war aus drucktechnischen Gründen eine Abstimmung mit dem Handbuch der Marienkunde, herausgegeben von W. Beinert und H. Petri, Regensburg 1984, das ebenfalls zentrale Themen europäischer Wallfahrtskultur abhandelt (vgl. Courth, Lechner, Guth, Kolb, Pötzl), nicht mehr möglich. Was dort wiederholt systematisch dargestellt wurde, findet seine Ergänzung in der Breite der Themen des vorliegenden Bandes.

Dem Bayerischen Nationalmuseum München, seinen Mitarbeitern und dem Adalbert Stifter Verein gebührt der Dank, diese Ausstellung initiiert und durchgeführt zu haben. Lenz Kriss-Rettenbeck, seinerzeitiger Generaldirektor des Bayerischen Nationalmuseums und selbst ein Kenner des Phänomens Wallfahrt, hat zusammen mit Frau Dr. Gerda Möhler die mühevollen Arbeit der Koordination und Herausgabe des besprochenen Aufsatzbandes übernommen. Dass damit gleichzeitig ein Standardwerk zur gegenwärtigen Wallfahrtsforschung entstanden ist, zeigt die lebhaftige Nachfrage. Der Aufsatzband ist bereits in der 2. Auflage erschienen.

Klaus Guth

ERNST HELMUT SEGGSCHNEIDER: Das alte Töpferhandwerk im Osnabrücker Land. Mit einem Wörterbuch der Hagener Töpfersprache von Heinrich Herckenhoff und Ernst Helmut Seggschneider. Bramsche: Rasch 1983. 208 S., 375 Abb., 24 Farbtafeln (Nordwestniedersächsische Regionalforschungen, 4).

E. H. Seggschneider legt mit seinem Buch über «Das alte Töpferhandwerk im Osnabrücker Land» das Resultat seiner über zehnjährigen Forschungstätigkeit auf diesem Gebiet vor. In einer Kombination von empirischen, archivalischen und archäologischen Untersuchungsmethoden suchte er die noch erreichbaren mündlichen, schriftlichen sowie dinglichen Überreste des Handwerks aufzuspüren und zusammenzutragen, um das Töpferhandwerk in seiner Struktur, seinen Entwicklungslinien und seinem Leistungsstand zu untersuchen. Diese Vorgehensweise und Zielsetzung, die sich auch in anderen jüngeren Publikationen zum Töpferhandwerk bewährt haben, sind hier umfassend und vorzüglich realisiert. Die Arbeit von E. H. Seggschneider zeichnet sich auch dadurch aus, dass die Ausführungen in grossen Teilen den biographischen, werkstattgeschichtlichen bzw. lokalen Bezügen verhaftet bleiben und nicht unnötig zu einer «Regionalkultur» des Töpferhandwerks vermengt werden. Dennoch werden bei dieser Differenzierung ausreichend Gemeinsamkeiten, Zusammenhänge und Entwicklungslinien aufgezeigt. An der einen oder anderen Stelle mag der Leser eine stärkere Anbindung an die Landesgeschichte vermissen, um etwa Sozialstrukturen besser erfassen zu können, wenn z. B. von Vollerben, Halberben, Halbköttern, Markköttern oder Drostern die Rede ist, eine Erläuterung aber nicht erfolgt.

Nach einem Rückblick auf die Geschichte des Handwerks vor dem eigentlichen Untersuchungszeitraum (18.–20. Jahrhundert) und Kapiteln über Form, Bezeichnung, Funktion und Dekor der hergestellten Produkte (Irdenware, vereinzelt Steinzeug) nehmen die Ausführungen über Arbeitsverfahren, Einrichtungen und Organisationsformen von Werkstätten und Öfen, zur sozialen und wirtschaftlichen Stellung

der Töpfer und über die Beziehungen zu Handel, Verbraucher und konkurrierende Waren (Porzellan, Steingut, Zinn, Messing, Kupfer) breiten Raum ein.

Ein entscheidendes Datum für die Entwicklung des Töpferhandwerks im Osnabrücker Land ist das Jahr 1765. Scherbenfunde belegen zwar ein bodenständiges Handwerk bis in das 12./13. Jahrhundert zurück, doch war das Gebiet bis ins 18. Jahrhundert eher Importgebiet für Töpferwaren auswärtiger Werkstätten. Die zahlreichen Neugründungen in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts sind eine deutliche Folge merkantilistischer Wirtschaftsförderung, hier mit dem Namen eines Mannes unmittelbar verbunden, der auch die Geschichte der Volkskunde nachhaltig beeinflusst hat, mit Justus Möser. Der Verfasser kann für die letzten zweihundert Jahre in fünfundzwanzig Orten insgesamt fast fünfzig Werkstätten nachweisen, die einen durchschnittlichen Handelsradius von 30 km besaßen. Die aktivste Zeit lag in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Danach wurde der Druck von Fabrikwaren auf dem Absatzmarkt stärker. Wie Kaufkraftvergleiche ergaben, reagierten die Töpfer in der Preisgestaltung mit niedrigeren Gewinnspannen und suchten Ausgleichshandlungen (Verkleinern der Öfen, Nebenverdienste). An individuellen Berufsschicksalen wird deutlich, dass die Lebenssituation der Töpfer trotz des Interesses seitens der Regierung und ihrer unterstützenden Massnahmen bei vergleichsweise hohen Investitions- und Betriebskosten fast immer am Rande des Existenzminimums lag. Die frühere Auffassung, die Töpfer des Osnabrücker Landes hätten lediglich anspruchsloses Gebrauchsgeschirr gefertigt, ist von Segschneider durch den erreichten Forschungsstand eindeutig widerlegt. Bemerkenswert sind auch die vom Autor nachgewiesenen stilistischen Einflüsse des englischen Steinguts, das schon ab 1780 in dieser Region eine immer breitere Käuferschicht gefunden hat, auf die heimischen Töpferwaren.

Ein Verzeichnis der Töpferorte mit zusammenfassender lokalgeschichtlicher und werkstattgeschichtlicher Entwicklung, ein töpfersprachliches Wörterbuch auf der Grundlage einer Dissertation von 1919 und ein grosszügiger Bildkatalog, in dem neben den keramischen Objekten auch Arbeitsbilder, Werkstätten, Öfen, Inventar Aufnahme fanden, ergänzen neben Werkstatt- und Ofenzeichnungen im Text diese beachtenswerte Arbeit zum Töpferhandwerk.

Bärbel Kerkhoff-Hader

PETER MICHELSEN: *Rejsegilde i Danmark. Arbejdsfest og håndvaerksskik* [Richtfest in Dänemark. Arbeitsfest und Handwerksbrauch] (Deutsche Zusammenfassung). København: Nationalmuseet 1983. 166 S., Abb., Karten (Folkelivs studier, 8).

Im Jahre 1951 gab das Nationalmuseum in Kopenhagen einen vom Verfasser ausgearbeiteten Fragebogen über Richtfeste heraus. Dieser ausführliche Fragebogen, der auf den Seiten 135–139 abgedruckt ist, und einige Beispiele von Antworten, die auf den Seiten 140–157 wiedergegeben sind, zeugen von der umfassenden Weise der Datenerhebung. Die Fragebogen wurden an viele, zumeist ältere Personen, die die traditionellen Verhältnisse im Baugewerbe noch gut kannten, verschickt. So kamen im Verlauf von zwanzig bis dreissig Jahren über 230 Schilderungen zusammen, die z.T. recht umfassend waren und insgesamt ein Material von über 2200 handgeschriebenen Seiten ergaben, das es auszuwerten galt.

Der vorliegende Band ist das Ergebnis dieser Ausarbeitung. Die einzelnen Kapitel sind wie folgt überschrieben: Gebräuche des Bauplatzes. Die ältesten Richtfeste. Das Richtfest in den letzten hundert Jahren. Der Neubau wird ausgeschmückt. Woher kommen die Kränze? Das Fest auf dem Bauplatz. Das nachfolgende Fest. Die Notwendigkeit des Richtfestes. (In diesem Abschnitt wird u. a. berichtet, welche Massnahmen ein Bauherr zu gewärtigen hatte, der seine Bauhandwerker oder die freiwillig helfenden Nachbarn geizig bewirtete bzw. entschädigte.) Das Richtfest in einigen anderen Ländern. Arbeitsfest und Handwerksbrauch. (Diese Kapitelüberschriften sind der deutschen Zusammenfassung entnommen.) Die Arbeit enthält 102 Illustrationen, hauptsächlich Fotos und Verbreitungskarten (insgesamt 12).

Gerhard Baer

VIKTOR HERBERT PÖTTLER: Das Österreichische Freilichtmuseum. Erlebte Bauernkultur aus der bäuerlichen Welt von Einst. Stübing: Österreichisches Freilichtmuseums 1984. 65 S., 57 S. farbige Abb. (Schriften und Führer des Österreichischen Freilichtmuseums, 10).

VIKTOR HERBERT PÖTTLER: Vorarlberg im Österreichischen Freilichtmuseum. Stübing: Österreichisches Freilichtmuseum 1984. 66 S., Abb., Pläne (Schriften und Führer des Österreichischen Freilichtmuseums, 11).

Wenn Viktor Herbert Pöttler über das von ihm geschaffene und geleitete Österreichische Freilichtmuseum Stübing bei Graz berichtet, kann man sicher sein, sowohl ausgezeichnete Photos als auch einen fundierten Text zu erhalten. Mit Leib und Seele hat er sich der Erforschung der Bauernhäuser seines Heimatlandes verschrieben, und in jahrelanger Arbeit (Gründung des Museums 1962, Eröffnung 1970) hat er es verstanden, ein Freilichtmuseum zu schaffen, das unter den europäischen schon heute einen anerkannten Rang einnimmt.

Unter Ausnützung der geographischen Gegebenheiten eines langgestreckten Tales versuchte Pöttler, die westost gerichteten Hauslandschaften Österreichs darzustellen. Damit ergeben sich für den Besucher reizvolle Vergleichsmöglichkeiten. Ein Stück bäuerlicher Vergangenheit lebt vor ihm auf. Ein kurzgefasster Text (deutsch, englisch, französisch) dient als Einleitung, sonst aber geben die zahlreichen farbigen Abbildungen mit knappen Legenden Anreize zum Besuch des Museums oder eine wertvolle Erinnerung an Gesehenes. Ein Übersichtsplan des Museums würde das Werk bereichern und hätte sich wohl auf dem vorderen Vorsatzpapier einfügen lassen.

Als Wissenschaftler hat Pöttler bis jetzt den wichtigen im Freilichtmuseum aufgebauten Häusern und Höfen eingehende, mit hübschen menschlichen Zwischenbemerkungen und mit aussergewöhnlicher Akribie verfasste Darstellungen gewidmet. So schildert das vorliegende Bändchen zuerst den Werdegang des Museums und beschreibt dann ausführlich das im Museum wiederaufgebaute «Bregenzerwälderhaus aus Schwarzenberg» sowie die «Alphütte von Mittelargen im Bregenzerwald». Das Haus aus Schwarzenberg ist ein Vielzweckbau, hervorgegangen aus einem Hof mit getrennten Gebäuden, für dessen Einteilung die Haltung von Vieh und die Lagerung grosser Vorräte massgebend waren. Konstruktion und Einteilung werden eingehend behandelt. Die Alphütte, ein über dreihundert Jahre alter Bau, zeigt den Zusammenhang der Talbetriebe mit der Alpwirtschaft.

Max Gschwend

ISO BAUMER: Pèlerinages jurassiens II. Détresse et confiance. Témoignances de piété populaire. Porrentruy: Editions Jurassiens 1984. 256 S., 276 Abb., 18 Tafeln.

1976 veröffentlichte Baumer sein für die Wallfahrtsvolkskunde beispielhaftes Werk «Pèlerinages jurassiens. Le Vorbourg près Delémont (Suisse). Histoire d'une chapelle et de son pèlerinage du Moyen Age au XX^e siècle». Die weitgehend an dieser Forschungsarbeit gewonnene Wallfahrtstheorie legte er im Buch «Wallfahrt als Handlungsspiel». Herbert Lang Bern / Peter Lang Frankfurt/M 1977, vor. Vgl. auch Iso Baumer/Walter Heim: Wallfahrt heute. Freiburg/Schweiz: Kanisius 1978. Darin findet sich auch ein Kapitel über «Recommandation, Invocation, Reconnaissance» (Les ex-votos) (pp. 253–277). Im nun vorliegenden 2. Band wird dieses Thema fortgeführt und ausgeweitet. Den Hauptteil nehmen die 18 farbigen und 276 schwarzweissen Reproduktionen der heute noch fassbaren Votivtafeln ein, selbstverständlich mit allen wünschenswerten Angaben. Baumer hat sich um die grösstmögliche Vollständigkeit bemüht und ist auch den verlorengegangenen Objekten nachgegangen, von denen er etliche Abbildungen in der Votivsammlung Dr. Ernst Baumann (um 1940) und in anderen Archiven ausfindig machen konnte. Somit liegt hier das umfassende Corpus der Votivbilder eines Wallfahrtsortes vor, ein seltenes Ereignis in der Wallfahrtsvolkskunde! Das bezieht sich auch auf die sonst eher vernachlässigten Marmortafelchen moderner Art und auf die Votivgaben (objets) wie Augen, Arme, Herzen usw. Ergänzt wird diese Sammlung mit der Edition der votivartigen in Vorbourg niedergelegten «dédicaces, consécrationes, prières, secrètes, oraisons». Schliesslich sind

auch die Inventare aller religiösen Gegenstände in der Wallfahrtskirche von 1822 und 1841 abgedruckt. Damit steht der Forschung eine vollständige Dokumentation für die Interpretation der in den Objekten erfassbaren Wallfahrtsfrömmigkeit offen. Baumer gibt dafür in seiner zusammenfassenden Einführung (Introduction, pp. 9–15) wichtige Aufschlüsse und Hinweise. Er deutet die Objekte als volkstümliche Bekundungen des religiösen Vertrauens in Hilflosigkeit und Not, als Gebete, die sich weniger in Worten als in Symbolen, die in die Transzendenz hineinweisen, äussern. Es fällt auf, dass die zeitweise aufwühlenden politischen Vorgänge im Jura von diesen Wallfahrtsobjekten nur marginal berührt werden. Der Verlag hat dieses Werk wiederum sehr sorgfältig und grosszügig gestaltet.

Walter Heim

FRA BARNAS VERDEN: Klesdrakt – Leker – Barnearbeid. Red. Trond Gjerdi, Anne Kjellberg, Gerd Aarsland Rosander. Oslo: Norsk Folkemuseum 1983. 184 S., Abb. (Byg og Bygd. Norsk Folkemuseums årbok 1981–82, 29).

Der reich bebilderte 29. Band des Jahrbuchs des Norsk Folkemuseum erhebt nicht den Anspruch, eine umfassende Kulturgeschichte der Kindheit darzubieten, wie bereits der Titel – «Aus der Welt des Kindes» – deutlich macht. Die sieben Beiträge basieren in starkem Masse auf den Beständen des Museums und dem norwegischen ethnologischen Fragebogenmaterial. Daraus ergibt sich die weitere Begrenzung des Themas «Kindheit» auf die Bereiche «Kleidung», «Spielzeug» und «Kinderarbeit».

Vier der Aufsätze haben die Kinderkleidung zum Inhalt, die somit zum beherrschenden Aspekt wird. Ausführlich wendet sich *Inger Lise Christie* den traditionellen Wickeltechniken zu. Ihr geht es nicht allein darum, aufgrund der norwegischen volkskundlichen Erhebungen Typisierungen und regionale Verbreitungen zu erarbeiten, vielmehr vergleicht sie die für Norwegen belegten Wickeltechniken mit den in der Vergangenheit in anderen europäischen Ländern üblichen Methoden und gibt einen kurzen Überblick sowohl über die landläufige Einschätzung als auch die seit dem 16. Jahrhundert einsetzende wissenschaftliche Beschäftigung mit den Wickeltechniken. Basierend auf der Fotosammlung des Norsk Folkemuseum geht *Anne Kjellberg* der Frage nach, in welchem Masse die in der Mitte des 19. Jahrhunderts in Norwegen übliche Mädchenkleidung europäischen Modetrends entsprach und Angleichungen an die Erwachsenenkleidung aufwies. Die 130jährige Geschichte des Matrosenanzugs für Knaben unter besonderer Berücksichtigung norwegischen Quellenmaterials steht im Mittelpunkt des von *Gerd Aarsland Rosander* verfassten Artikels. Schliesslich gibt *Jorunn Fossberg* einen Einblick in das Leben einer Trondheimer Kaufmannsfamilie im ausgehenden 18. Jahrhundert, indem sie die Geschichte eines Kinderporträts und des erhaltenen Kleides des dargestellten Mädchens erarbeitet.

Kinderspielzeug aus dem 19. und beginnenden 20. Jahrhundert sowie ein Überblick über die norwegische Puppenproduktion nach dem Zweiten Weltkriegs sind Inhalt der beiden Aufsätze von *Turid Bretteville* und *Kariborg Vold Halvorsen*.

Einen völlig anderen Aspekt der Kindheit im Norwegen des 19. Jahrhunderts spricht *Bjarne Rogan* an, der aufgrund von Reiseschilderungen und Fotografien der Entwicklung des Reisens in Norwegen nachgeht und aufzeigt, wie es seit der Mitte des 19. Jahrhunderts mit der Zunahme fester Poststationen üblich wurde, Kinder als Fuhrknechte zu beschäftigen. Der hier kurz vorgestellte Band ist für den Leser im deutschsprachigen Raum vielleicht aufgrund der Beschränkung auf norwegische Verhältnisse von geringerem Interesse. Andererseits zeigen die Beiträge sehr deutlich die Möglichkeiten der Arbeit mit den Beständen eines nationalen Volkskundemuseums auf, die detaillierte, überregionale Darstellung von Phänomenen vor allem aus dem Bereich der materiellen Kultur, die, durch weiteres Quellenmaterial ergänzt, ein umfassendes Bild von den Lebensumständen in den behandelten Zeiträumen vermittelt.

Beate-Cornelia Matter

AXEL GRANDELL: Karvstocken. En förbisedd kulturbärare. With an English Summary. Ekenäs: Ekenäs Tryckeri 1982. 161 S., 38 Abb.

Wie es der Autor zu Beginn seiner Arbeit formuliert, ist es sein Ziel, der Geschichte

von Kerbhölzern nachzugehen und ihre gesellschaftliche Relevanz in der Vergangenheit aufzuzeigen. Als Hauptverbreitungsgebiete des Kerbholzes nennt Grandell neben Schweden und Finnland auch die Schweiz, wobei er sich auf die Arbeit Max Gmürs stützt (Schweizerische Bauernmarken und Holzurkunden. Bern 1917).

Im wesentlichen gliedert sich die Arbeit in drei Teile: Auf eine kurze Einweisung in das Thema folgen Ausführungen über die unterschiedlichen Bezeichnungen des Kerbholzes in der schwedischen, finnischen und russischen Sprache sowie in anderen europäischen Sprachen. Daran anschliessend nimmt der Verfasser eine Typisierung aufgrund der unterschiedlichen Formen vor. Er unterscheidet zwischen dem einfachen Kerbholz und dem zweigeteilten. Eine Spaltung des Rechenholzes wurde dann nötig, wenn die Richtigkeit von Eintragungen für zwei Parteien von Bedeutung war und daher überprüfbar sein musste. Entsprechend wurden dreigeteilte Kerbhölzer etwa im Handel verwendet, um dem Verkäufer, dem Fuhrmann und dem Käufer eine Kontrollmöglichkeit zu geben. Als Weiterentwicklung dieser geteilten Kerbhölzer stellt Grandell schliesslich gabelförmige Hölzer vor, die mehr Raum für Notierungen boten und deren Teile gleichzeitig besser zusammenfügbar waren. In einer knappen Zusammenfassung wird ferner eine Untergliederung nach Funktionen vorgenommen.

Eingeschoben wird nun ein historischer Überblick, der vor allem die Frage klären soll, in welchen Zeiträumen und Gesellschaften Rechtshölzer gebräuchlich waren. Der Autor geht dabei einerseits von sprachlichen Hinweisen aus, andererseits von urkundlichen Erwähnungen und Sachfunden.

Auf diese beiden Hauptteile, die lediglich ein gutes Drittel der Arbeit ausmachen, folgt eine von den Funktionen ausgehende detaillierte Beschreibung der Rechtshölzer. Grandell unterscheidet sechs grosse Gruppen: An erster Stelle behandelt der Autor die Rechenhölzer als ältesten und elementarsten Typus, der bei der Erhebung von Steuern, bei der Abwicklung von Geschäften usw. Verwendung fand. Nachrichtenhölzer dienten beispielsweise dem Boten zur Legitimation, der die Bewohner von Dörfern oder Regionen zu Versammlungen einberief. Kehrholzer wurden in der ländlichen Gesellschaft verwendet, um die Reihenfolge festzulegen, in der die Einwohner eines Ortes ihren sozialen Verpflichtungen nachzukommen hatten. Als vierte Gruppe sind Hölzer zu nennen, auf denen der Ortsvorsteher die von einzelnen zu zahlenden Bussgelder notierte, sowie an fünfter Stelle die übrigen der Verwaltung dienenden Kerbhölzer. Okkulthölzer, mittels derer man weissagte oder auch das Los zog, werden als letzte grosse Gruppe vorgestellt.

Es gelingt dem Verfasser, über die rein formalen, gestalterischen und funktionalen Kriterien hinaus ein Bild von ländlichen Gesellschaften im Schweden und Finnland des 18. und 19. Jahrhunderts zu vermitteln, die Bedeutung von Rechtshölzern als kulturelle Objektivationen herauszuarbeiten.

Beate-Cornelia Matter

FELDFORSCHUNG. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse. Hg. v. Utz Jeggle. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1984. 180 S., 36 Abb., Register (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 62).

Nachdem lange Zeit in der Volkskunde neuere einführende Werke in das Fach und seine Methoden gefehlt haben, liegen uns seit geraumer Zeit allgemeine Lehrbücher zum Thema «Grundzüge der Volkskunde» vor: (Wiegmann/Zender/Heilfurth 1977, siehe Rezension in SAVk Band 75, 1979, 85 ff.; Greverus 1978, siehe Rezension in SAVk Band 77, 1981, 83 f.; Bausinger u. a. 1978, siehe Rezension in SAVk Band 76, 1980, 320 f.; Gerndt 1981, siehe Rezension in SAVk Band 80, 1984, 227 f.).

Als wichtiges Desiderat blieb eine umfangreichere Publikation zu Methodenfragen im Fach Volkskunde. Mit dem hier zu rezensierenden, von Utz Jeggle herausgegebenen Band kann dieser Wunsch nach einem Methodenhandbuch, wie der Herausgeber selber schreibt und auch begründet, nicht erfüllt werden; er soll auch nicht erfüllt werden, und er wird auch nie abschliessend erfüllt werden können. Eigene Feldforschungserfahrungen und ihre Reflexion sowie Seminare am Ludwig-Uhland-Institut haben Utz Jeggle motiviert, einen höchst lesenswerten kleinen Band mit Auf-

sätzen verschiedener Autoren zur Geschichte der Feldforschung, dem Bild als Forschungs- und Darstellungsmittel in volkskundlichen Studien, Problemen langfristiger Feldforschung, Erfahrungen in heiklen Feldsituationen, «women in the field» zusammenzustellen und herauszugeben, den man wohl in Zukunft bei der Behandlung von Methodenfragen in Seminaren nicht unberücksichtigt lassen darf.

Wie der Herausgeber in seinem Vorwort bemerkt, sind alle in diesem Band versammelten Beiträge vom gleichen Wunsch getragen: «dass in der Kulturanalyse Methoden entwickelt werden, die ihren Gegenstand so lebendig wie möglich abbilden und ihn zugleich so genau und umfassend wie möglich analysieren». Diese Spannung zwischen ganzheitlichen und zergliedernden Aspekten sei in unserer wissenschaftlichen Arbeit, so meint Jegggle, anstrengend und widerstrebe gefälliger Harmonisierung, doch zugleich, so hoffen Jegggle und seine Co-Autoren, stecke darin die Energie, eine Methodendiskussion voranzutreiben, die bislang in der Volkskunde erst zu zaghaft geführt worden sei.

Wenn auch Utz Jegggle in seinem ersten Beitrag «Zur Geschichte der Feldforschung in der Volkskunde» (S. 11–46) diese nicht in ihrer gesamten Breite darstellen kann und will, so gelingt es ihm doch, an geschickt und überlegt ausgewählten Beispielen, den Brüdern Grimm, Wilhelm Heinrich Riehl, Richard Wossidlo, Bronislaw Malinowski, der Frankfurter Schule von Julius Schwietering, insbesondere den Arbeiten von Martha Bringemeier und Mathilde Hain und an neueren Arbeiten von Rolf W. Brednich und Dietmar Sauermann zu zeigen, wie der Blick des Volkskundlers sich wandelt von der Einübung des Tatsachenblicks der Aufklärung zum Merkwürdigkeitsblick des aufklärerischen Reisenden, der abgelöst wird vom Schatzsucherblick des Romantikers, und wie diese Blickweisen auch im 20. Jahrhundert in unterschiedlichen Anteilen volkskundliche Feldforschung beeinflusst haben und beeinflussen.

Bereits in diesem Aufsatz und dann wieder in seinem zweiten Beitrag «Das Bild der Forschung: Anmerkungen zu einigen Darstellungen aus dem volkskundlichen Feld» gehen *Utz Jegggle* und später *Rolf Lindner* («Zur Ikonographie der ethnographischen Situation») ein auf die relativ wenigen publizierten Bilder, die Volkskundler, Ethnographen im Kontakt mit Mitgliedern der von ihnen untersuchten (Teil-)Gesellschaften zeigen. Seit Georges Devereux auf die angstmachende und ernst zu nehmende Möglichkeit der Gegenbeobachtung des Beobachters durch den Beobachteten eindringlich aufmerksam gemacht hat und einige wenige Ethnologen den Mut dazu gefunden haben, «stress and response in fieldwork» zur Sprache zu bringen oder, wenn auch verspätet wie im Falle Malinowskis, ein Forschungstagebuch zu veröffentlichen (nach seinem Tode von seiner Witwe zur Publikation freigegeben), wird dem Verhältnis von Forscher und Informant – ein Arbeitsbündnis, in das man keine falschen Versprechungen einbringen sollte – bei der Reflexion eigener Feldforschung und der kritischen Überprüfung von Forschungsergebnissen anderer immer grössere Bedeutung beizumessen sein. Dieses Arbeitsbündnis zwischen Forscher und Untersuchtem dürfte, so schreibt Jegggle, nicht auf falsches Vertrauen setzen, berechtigtes Misstrauen sei angezeigt und vielfach ehrlicher. Das Verhältnis von Forscher und Untersuchten in diesem Spannungsverhältnis von Vertrauen und Misstrauen wird von Jegggle und Lindner in den nur spärlich publizierten Bildern, die Feldforschungssituationen zeigen, untersucht. «So wie der Forscher im Text seine Spuren tilgt, so lässt er sich auch nur in seltenen Fällen bei seiner Arbeit abbilden. Er macht sich zwar sein Bild, aber von sich selber lässt er ungerne eines machen – höchstens für private Erinnerungszwecke. (...) In der Publikation zählt der Erfolg ..., Fehler bleiben wortlos und bildlos.» Deshalb ist es sehr erfreulich, dass Jegggle die wenigen überlieferten Aufnahmen, in denen sich ein Forscher bei der Beobachtung beobachten lässt, in Reproduktionen wiedergibt und sich mit den Aussagen dieser Bilder auseinandersetzt. Dabei will und kann er nichts enthüllen, sondern möchte dazu anregen, «selber einmal in sein Fotoarchiv zu greifen, um die eigenen Bilder unnachsichtig zu betrachten und zu analysieren: ob und wie 'das Volk', der Forscher, die Situation der Begegnung auftauchen». An einigen Bildern Malinowskis aus Nordwest-Melanesien und Fotos von Mathilde Hain aus Mardorf gelingt es ihm in Zusammenarbeit mit der Tübinger Kunsthistorikerin *Monika Wagner*, den bildnerischen Code zu entschlüsseln.

Das immer wiederkehrende zentrale Thema von Utz Jeggles Betrachtungen ist das stets problematische Verhältnis von Forscher und Erforschem. Wissenschaftlich kontrolliertes, systematisches Fremdverstehen als zentrale Aufgabe ethnologischer Forschung ist durchgängiges Thema des Bandes. *Barre Toelken*, zum Zeitpunkt der Niederschrift seines Beitrages Gastprofessor in Tübingen, berichtet in seinem Aufsatz «Langfristige Feldforschung: Vorteile und Enttäuschungen» über seine Studien und seinen Umgang mit «Coyote-Geschichten», die er seit seinem ersten Kontakt mit der «Yellowman-family» (Navajo-Indianer) im Winter 1955/56 in Südutha kennengelernt und gesammelt hat, bis zu seinem mehr oder weniger freiwilligen Entschluss, sich mit diesen Mythen nicht mehr weiter zu befassen, als er bemerkte, sich schon weit hinter der Sicherheitsgrenze zu befinden, als er Gefahr lief, von den Navajos der Hexerei bezichtigt zu werden. Damals entschied er sich, Beziehungen zwischen Erzählung und Hexerei in «Coyote-Geschichten» nicht weiter zu verfolgen, um sich und seine Freunde nicht in Gefahr zu bringen. Zugleich erkannte er aber auch, dass ein Feldforschungsabenteuer wie dieses ihm/uns «genausoviel über uns selbst lehren kann wie über Navajos». Wie alle anderen Autoren, so meine ich, ist Toelken überzeugt davon, dass wir uns in der Feldforschung vom Prozess der kulturellen Interaktion nicht ausschließen können, denn dann unterstützten wir seiner Meinung nach «die falsche Art von Wissenschaft – die Art, die zerteilt, die abwägt, wertet und zergliedert, ohne die Dinge wieder richtig zusammenzufügen». Hier wäre wichtig, darauf hinzuweisen, dass bereits eingangs Jeggle klargestellt hat, dass eine Zergliederung mit Gefahren verbunden ist, dass aber auch ein ganzheitlicher, holistischer Ansatz als Ideal zwar angestrebt, aber nie erreicht werden kann. Erfreulich ist, dass in diesem Band Harmonisierungsbestrebungen, zum Teil wohl im Sinne Devereux', als Abwehrmechanismen von Sozialforschern gesehen werden. Abstraktion, Verwissenschaftlichung einzelner Erhebungsdaten müssen, so Jeggle, als eine Abwehr der Unsicherheit des Forschers, als Angst vor unliebsamen Überraschungen gewertet werden. Ängste der Forscher vor dem Feld werden dann auch deutlich – und es ist positiv zu vermerken, dass sie ja auch wahrgenommen und zur Sprache gebracht worden sind – in den Aufsätzen von *Wolfgang Alber*, *Jutta Dornheim*, die über ihre Erfahrungen während ihrer Forschungen am Projekt «Heilkultur und Krebs» berichten und zum Teil auch im Beitrag von *Susanne Sackstetter* «Wir sind doch alles Weiber. Gespräche unter Frauen und weibliche Lebensbedingungen». Alber geht unter anderem darauf ein, wie er in Interviews sehr oft die Brechung zwischen der Intention des Sprechers und dem verbalen Gehalt des Gesprochenen hat erkennen können/müssen: «Mimik, Gestik und paralinguistische Äußerungen sprechen sprichwörtlich 'Bände', in der wissenschaftlichen Notation fehlt dieser Textpart aber zumeist. Die gängige textliche Objektivation ermöglicht so zwar eine rational erklärende, selten aber verstehende Interpretation. Um den schriftlichen oder durch Tonaufzeichnung fixierten Text als zeitbestimmtes Ereignis, als Diskurs zu rekonstruieren, ist die Rekapitulation der sinnhaften Handlungsorientierung notwendig – exakte Protokolle über Kontext und non-verbale Gesprächsinhalte sind ein erster Schritt.»

Deutlich wird in einem Beitrag von Jeggle, dass die Überprüfbarkeit im Feld nicht durch eine Normierung der Werkzeuge möglich ist, «denn dies würde die Vielfalt des Feldes, die Offenheit der Fragen und die Fähigkeit für Überraschungen einschränken».

Sollte dieser Band einen Beitrag dazu leisten, dass tatsächlich radikale Felderfahrungen gängiger gemacht werden können, häufiger über sie auch öffentlich reflektiert werden darf und muss, würden dies sicherlich nicht nur der Herausgeber und die Autoren, sondern auch der Rezensent begrüßen.

Max Matter

THEODOR ABT: Fortschritt ohne Seelenverlust. Versuch einer ganzheitlichen Schau gesellschaftlicher Probleme am Beispiel des Wandels im ländlichen Raum. Bern: Hallwag 1983/84. 367 S., Abb.

Wahrscheinlich sollte man ein Buch besser gar nicht erst zu besprechen versuchen, dessen Lektüre einen von Kapitel zu Kapitel ratloser macht, ja Unbehagen

bereitet, weil sich dabei das Gefühl verstärkt, statt Ausblicke auf ein Thema zunehmend nur noch Nebelschwaden vor Augen zu haben. Schon das behandelte Thema nun tatsächlich zu benennen, fällt einigermassen schwer. Zwar trägt Theodor Abts Habilitationsschrift den Untertitel «Versuch einer ganzheitlichen Schau gesellschaftlicher Probleme am Beispiel des Wandels im ländlichen Raum», und von ländlicher Gesellschaft und Geschichte, von dörflicher Kultur und Mentalität ist auch viel die Rede. Doch geschieht das in einer historisch, stofflich wie methodisch so unpräzisen, eher assoziativen Art und Weise, dass nach so viel Ganzheitlichem – fürchte ich – nicht nur ein ratloser Rezensent zurückbleiben wird.

Abt geht es – wie er in seinem Vorwort schreibt – vor allem um das Problem eines grundlegenden Verlustes an Lebensqualität, den er besonders «im geistig-seelischen Bereich» der dörflichen Lebenswelten konstatiert: «Entfremdung gegenüber der Umwelt, dem Mitmenschen und zu sich selber». Sicherlich richtig beschreibt er eine ganze Reihe von Symptomen, in denen sich ökonomische, soziale und kulturelle Wandlungsprozesse der ländlichen Gesellschaft widerspiegeln, sei es auf der Ebene familiärer oder nachbarschaftlicher Bindungen, ökonomischer oder ökologischer Handlungslogiken, mentaler Einstellungen oder individueller Lebensentwürfe. Dass hier im Zuge von Industrialisierung, Migration, Veränderung der Markt- und Produktionssphäre, Intensivierung der familiären Arbeitsorganisation gerade auch im Bereich der sozialen Beziehungen und der kulturellen Verkehrsformen einschneidende Wandlungen stattfanden, die man durchaus auf der sozialen Kostenseite des sogenannten Modernisierungsprozesses verbuchen muss, das steht ausser Frage. Und man kann Abt gewiss auch darin folgen, dass die bisher vorgelegten «Theorien des sozialen Wandels» dafür vielfach nur dürftige Erklärungsansätze bieten. Erklärungen, die die Perspektive der zugleich betroffenen und handelnden Subjekte höchstens am Rande aufzunehmen versuchen: Das Dorf erscheint meist einfach als der zurückbleibende Teil einer sich industrialisierenden und urbanisierenden Gesellschaft, im ökonomischen wie im kulturellen Sinne scheinbar immobil, konservativ, stur.

Unklar und verworren wird die Argumentation dann freilich, wenn statt einer wirklichen Analyse der beschriebenen Veränderungsprozesse flugs eine «verhaltenstheoretisch fundierte Theorie des sozialen Wandels» (S. 66 ff.) entworfen werden soll, die sich einerseits an C. G. Jungs Gedanken zum «Wesen des kollektiven Unbewussten» anzulehnen versucht und andererseits in bunter Reihe Anleihen bei den verschiedensten natur- wie sozialwissenschaftlichen Schulen und Trends macht. Da ist dann die Rede von den von der Forschung immer vernachlässigten «innermenschlichen Naturkonstanten», von spezifischen «Instinktgrundlagen» (S. 15 und passim), die im bäuerlichen «Erfahrungswissen», im «Ahnwissen» der geschichtlichen bäuerlichen Lebenswelt noch enthalten waren, bevor sie die «unheimliche Dämonie» des Fortschritts zerstörte (S. 18). Und schliesslich wird der heutigen «Individuallkultur» mit ihren sozialkulturellen und psychisch-sozialen Irritationen, Beziehungs- und Wertkonflikten das Bild einer alten «Gemeinschaftskultur» gegenübergestellt, in welcher «der ursprünglich volkstümlich denkende Mensch» noch Sicherheiten und Bindungen fand (S. 134). Aufgehoben in Gruppe und Gemeinschaft und deren sinnlicher Natur- und Raumerfahrung, Zeit- und Lebensrhythmen, magischen Denkweisen und animistischen Vorstellungen erscheint die 'alte' Lebenswelt da als organischer Zusammenhang materieller, sozialer, emotionaler Erfahrungs- und Bewusstseinsformen.

Viele dieser Ideen sind nicht gerade neu, und es ist ja durchaus legitim und wichtig, nach anderen, früheren, vielleicht sinn-volleren Organisationsformen menschlicher Erfahrung und Wahrnehmung zu fragen. Kulturanthropologen und Ethnologen, Ethno- und Psychohistoriker, auch Volkskundler und Sozialhistoriker diskutieren nicht von ungefähr verstärkt das Problem fremder und früherer Welt-Anschauungen, fragen also nach Mensch-Natur-Beziehungen, nach Welt-Umwelt-Horizonten, nach sozialen und personalen Identitätskonstrukten – dabei durchaus auch selbstkritisch die Einäugigkeit fortschrittsgläubiger Wissenschaft mitbedenkend. Nur tun sie dies

zum Glück nicht mehr in der falschen Dichotomie von alter, intakter und moderner, zerstörter Lebenswelt bzw. von gesunder Volkskultur und kranker Massenkultur, weil sie inzwischen gelernt haben, dass auch die 'alten' Bilder nur von fremden Wissenschaftlern, Schriftstellern, Malern oder von unseren eigenen nostalgischen Blicken so traut und vertraut gemalt wurden.

Zumindest für den volkskundlichen Magen ist der Eintopf daher schwer verdaulich, der da aus Zutaten der älteren Volkskunde und Folkloristik, aus sozial- und naturwissenschaftlichen Theoriefragmenten, aus Stoffen der Kultur-, Mentalitäts- und Sozialgeschichtsforschung zusammengerührt ist. Eine neue Theorie des sozialen Wandels habe ich jedenfalls nicht entdecken können. Dafür zu viele Begriffe wie «Volksdenken», «volkstümlich», «innerseelische Lebensgrundlage», «Dorfgemeinschaft», die bestenfalls einen falschen Klang, schlimmerenfalls gefährliche Bedeutungen enthalten. – Hoffentlich habe ich da manches missverstanden.

Wolfgang Kaschuba

PAUL HUGGER: Fasnacht in Zürich. Das Fest der Andern. Mit Fotografien von Giorgio von Arb und Yvonne Griss. Zürich: Orell Füssli 1985. 176 S., 169 Abb.

Noch vor zwanzig Jahren hätte man sich über beides, Buch und Sache, gewundert: Fasnacht in Zwingli's Zürich? Aber schon damals war deutlich, dass die Reformation von mehr Fasnächtlichem länger überdauert worden war, als es den Anschein hatte, daß protestantische Städte schon im vorigen Jahrhundert wenig resistent gegen Prinz Karneval waren und daß gegenwärtig die alten Konfessionsgrenzen ohnehin kräftig vom Karneval überspült werden. Fasnacht in Zürich also und ganz rezent: Hugger greift nur ganz kurz in die Geschichte der Zürcher Fasnacht zurück und nur ins 19. Jahrhundert. Sein Thema ist ihre Entwicklung seit dem Zweiten Weltkrieg, seine Untersuchungstechniken sind die teilnehmende Beobachtung und Befragungen von Schlüsselpersonen. Zwei erste grosse Kapitel gelten den Guggen, und mit Recht weist Hugger auf den fast vollständigen Mangel an Untersuchungen zu diesem so stark und schnell expandierenden Phänomen hin (auch im Badischen gibt es schon Guggenmusiken). Der nächste Abschnitt gilt den sogenannten Brauchtumsgruppen, und hier ist es schon interessant zu erfahren, dass etwa die Röllibutze keine platte Neu-Nach-Schöpfung sind; dergleichen macht Hugger gern an biographischen Notizen deutlich, ein Verfahren, das Beifall verdient. Einer anderen Sphäre, auch soziologisch gesehen, gehört die FGZ an, die Fasnacht-Gesellschaft Zürich, deren früherer, langjähriger Chef Oskar Treyer auch in deutschen Narren- und Karnevalistenkreisen gut bekannt war. Nur wenige Sätze gelten der spontanen Strassen- und Kneipenfasnacht (hier lassen sich halt keine «Chefs» interviewen), grössere Aufmerksamkeit dem Künstlermaskenball, den es inzwischen nicht mehr gibt.

Huggers – gewiss zutreffende – Interpretation: der KüMa elitär, enttabuisiert; die Fasnacht-Gesellschaft eine Angelegenheit der Mittelschicht, einer «sauberen» Fasnacht verpflichtet; die Spontanfasnacht als Gegenöffentlichkeit – die städtische Oberschicht abseits, unbeteiligt, distanziert. Daher das Fest der «Andern», der Vielen wohl. Dieser Ansatz scheint mir das Wichtigste an diesem schönen und anregenden Buche: Selbstverständlich sind Fasnacht und Karneval, sind Feste und Bräuche auch heute noch soziale Besitztümer, wie jede Analyse einer BDK-Funktionärstagung zeigen würde, und in den Organisationen spiegeln sich soziale Hierarchien, die weiterer Untersuchungen harren.

Huggers Buch ist flüssig geschrieben, hervorragend illustriert und mit dem Nötigsten an Anmerkungen und Bibliographie versehen; das alles und der tragbare Preis empfehlen die Anschaffung.

Herbert Schwedt

HERMANN EISELEN: Der Hunger auf der Welt. Materialien zum Welternährungsproblem. Ulm: Deutsches Brotmuseum 1983. 64 S., Tab.

Der schmale Band aus der Schriftenreihe des Deutschen Brotmuseums in Ulm präsentiert zuerst einige nützliche Tabellen, Karten und Graphiken zur Dimension des Welthungerproblems (Ernährungslage, Nord-Süd-Gefälle, Landwirtschaftsproduk-

tion, Demographie) und nennt wichtige Faktoren, die zu Armut und Hunger beitragen. Wie das bei Globalstatistiken oder Zahlen aus der Dritten Welt häufig der Fall ist, dürfen sie nicht überinterpretiert, sondern nur als Indikatoren verstanden werden. Ein zweiter Teil enthält Hinweise auf Massnahmen, die dazu dienen, genügend Nahrung für alle Menschen bereitzustellen.

Dem Autor Hermann Eiselen gebührt das Verdienst, zusammen mit seinem Vater, dem Initiator des Brotmuseums, schon seit den sechziger Jahren durch Ausstellungen und Publikationen auf den Hunger in grossen Teilen der Welt hingewiesen zu haben. Die konzise, realistische Darstellung hebt sich wohltuend von einer so häufig anzutreffenden Polemik ab. Sie zeigt vor allem auch die Vielschichtigkeit des Problems und versucht nicht, einzelne Faktoren als alleinige Ursachen des Hungers zu definieren. Auch sieht der Autor richtig ein, dass jeder erfolgversprechende Lösungsversuch in den Entwicklungsländern selbst beginnen muss (nationale Nahrungsstrategien). Die Nahrungsmittelhilfe und die mangelnde internationale Koordination werden ebenso kritisiert wie Leerlauf und Mittelverschwendung. Eiselen plädiert für eine effiziente, von den Geberländern überwachte integrierte Entwicklungshilfe, die auf Strukturverbesserungen abzielt.

Das Heft, dem wir weitere Auflagen mit nachgeführtem Zahlenmaterial und Einzelquellennachweisen (nicht nur global am Schluss) wünschen, ist für jeden nützlich, der sich schnell einen kurzen Überblick verschaffen will. Martin R. Schärer

BEATE HEIDRICH: Fest und Aufklärung. Der Diskurs über die Volksvergnügungen in bayerischen Zeitschriften (1765–1815). München: Münchner Vereinigung für Volkskunde 1984. 320 S. (Münchner Beiträge zur Volkskunde, 2).

Diese Dissertation entstand im Rahmen des von Helge Gerndt geleiteten Forschungsprojektes über bayerische Feste. Ähnlich den Mainzer Fastnachtsstudien, initiiert von Herbert Schwedt, erscheinen nach und nach Einzelstudien, meist als Examensarbeiten, die dann Fragestellungen vertiefen, die in der Hauptuntersuchung nur am Rande behandelt werden konnten. Die vorliegende Arbeit gehört in den Bereich der historischen Festforschung, und zwar in eine, wie die Autorin ausführt, bisher wenig bearbeitete Epoche; das Fest sei volkscundlich im Mittelalter, im Humanismus, vor allem im Barock und dann erst wieder im 19. Jahrhundert untersucht worden, aber – abgesehen von einigen Aufsätzen – kaum in der Zeit der Aufklärung. Besonderes Gewicht legt Frau Heidrich auf die Widerlegung der gängigen These, die Aufklärer seien – auf Feste bezogen – deswegen volksfeindlich und volksfremd gewesen, da sie vorher angeblich sehr reiches volksculturelles Leben in ein karges und verarmtes gewandelt hätten. Tatsächlich sei «die Volkskultur wie sie die Aufklärung im 18. Jahrhundert antraf, keineswegs eine 'intakte' Kultur gewesen» (S. 11) – im Sinne von unberührt. Nach dieser Klarstellung formuliert die Autorin ihre zentrale Problemstellung; es gehe darum, die verschiedenen Aussagen und Funktionszuschreibungen zum Festverständnis der verschiedenen (in den analysierten Zeitschriften schreibenden) Aufklärer auszufiltern, um dann in einer Gesamtwürdigung herauszuarbeiten, dass «die Aufklärung die tradierte Volkskultur und damit auch die alten Feste des Volkes in ihrer tradierten Form nicht tolerieren konnte, ohne ihren (eigenen, d. Rez.) Grundsätzen untreu zu werden» (S. 15).

Als Quellen dienten etwa hundert Zeitschriftentitel über einen Zeitraum von rund fünfzig Jahren, die vorwiegend aus dem bayerischen Raum stammen. In über der Hälfte der Zeitschriften wurde ein intensiver «Diskurs» über das Fest, seine im Sinne der Aufklärung wünschenswerten Veränderungen u.a. in dieser Richtung geführt. Die Autoren waren meist anonym, also keine markanten Vertreter der Aufklärung, aber gerade in dieser Tatsache sieht Frau Heidrich die Chance einer allgemeinen Breite und Repräsentativität dieser Denkart. Die Presse wird so nicht nur in ihrer Funktion der Bildung und Beeinflussung der öffentlichen Meinung relevant, sondern gleichzeitig als «Spiegelbild der Aufklärung» (S. 16).

Die Arbeit ist in drei Kapitel gegliedert, die Rechtfertigungen des Fests, die Prinzi-

prien des neuen Fests sowie neue Festtypen. Der Ausgangspunkt zu den «Rechtfertigungen» liegt in der utopisch-ideologischen und gesellschaftsverändernden Absicht der Aufklärer, die zwar «nicht vor der Wahl stehen konnten, sich für oder gegen die populären Feste zu erklären», und sich daher «zwangsläufig gegen das alte Festwesen erklären mussten» (S. 23), die aber mit ihren Änderungsvorschlägen nicht reale Feste, sondern «das Fest an sich» in ihrem Sinne verbessern, aber nicht abschaffen wollten.

Im zweiten Kapitel «Prinzipien des neuen Fests» mit vier Untergliederungen werden die Richtung und der umfassende Anspruch aufklärerischer Neuerungen deutlich: Regulierung der Affekte, Ästhetik des Fests, Ökonomie der Zeit und der Mittel sowie Bildung des Körpers. Es zeigt sich auch die gesellschaftspolitische Relevanz von Festen für die Praxis der Aufklärung: «Das Fest wird zu einem wichtigen Medium der Umerziehung der Teilnehmer; es hat ... die Funktion einer Vermittlungsinstanz» (S. 24).

Im dritten Kapitel werden drei Gruppen neuer Feste vorgestellt, die ganz im Erziehungs- und Volksbildungsideal der Aufklärung stehen: das «Preisfest» als Affirmations- und Gratifikationsinstanz der «neuen Moral», das «Bürger- und Gesellschaftsfest», welches Integration und Bürgersinn fördern soll, und schliesslich das «nationale Volksfest».

In ihrer Zusammenfassung resümiert Beate Heidrich, dass die Festprogrammatik der Aufklärung zwar kein Erfolg gewesen sei – was z. B. in einer Flut von Klagen über die Nichtbeachtung aufklärerischer Festvorstellungen nachzuweisen sei –, dass aber «der konzentrierte Angriff auf die Festkultur (...) in Teilbereichen auch heute noch seine Wirkungen» (S. 244) zeige. Dies wird m. E. besonders bei der Analyse heutiger Massenfestlichkeiten, die immer häufiger vom Staat oder stellvertretend von seinen Verbänden organisiert werden, nachzuvollziehen sein. Nicht zuletzt in diesem Sinne ist diese festhistorische Studie mit Gewinn zu lesen.

Andreas C. Bimmer

KAI DETLEV SIEVERS: Feste in Schleswig-Holstein. Ein lexikalischer Führer durch den Jahreslauf. Neumünster: Wachholtz 1984. 172 S., Abb., Ortsregister.

Mit zunehmendem Interesse an Bräuchen und Festen in der Öffentlichkeit steigen auch die Lese- und Informationsbedürfnisse in diesem Bereich. Nach der theoretisch-orientierten ersten Fest-Phase der siebziger Jahre ist nun in den letzten Jahren eine verstärkte Publikationstätigkeit auf dem Gebiet der Übersichtsdarstellungen festzustellen: Leander Petzolds «Volkstümliche Feste ...» (1983), Ingeborg Weber-Kellermanns «Volksfeste in Deutschland» (1983), Edith Höranders und Friedl Jarys «Mitfeiern! Festland Österreich» (1983) oder – zeitlich deutlich früher – Günther Kapfhammers «Brauchtum in den Alpenländern» (1977) zählen hierzu. An Intention und Aufbau des letzteren schliesst sich Sievers mit seinem hier vorzustellenden schleswig-holsteinischen Fest-Führer an. Er betont in seinem Vorwort die Notwendigkeit regionaler Zusammenstellungen und Aufarbeitungen einzelner deutscher Festlandschaften. Zusätzliche Motivation gewinnt der Herausgeber durch die Überprüfung der vielfach geäusserten These, der Süden sei wesentlich festfreudiger als der «karge» Norden. Abgesehen von den in der Tat kaum vorhandenen religiösen Bräuchen, ergibt sich aber in Schleswig-Holstein ein sehr reiches Brauchleben, das in einer Fülle örtlicher Feste seinen Ausdruck findet. Die Basis für die Festdokumentation war eine Materialerhebung mittels eines (im Buch nicht abgedruckten) Fragebogens, der vom Frühjahr 1981 bis Ende 1982 an «eine Anzahl heimatgeschichtlich interessierter Gewährspersonen» (S. 9) und an alle kommunalen Ämter verschickt wurde. Eine flächendeckende Totalerhebung wurde nicht angestrebt – wie etwa Helge Gerndt und Mitarbeiter bei ihrer Untersuchung «So feiern die Bayern». Zu der selbstgewählten Beschränkung kam Sievers auch dadurch, dass nur solche Feste berücksichtigt werden sollten, die wenigstens eine ununterbrochene Kontinuität von zehn Jahren hätten – abgesehen von wenigen Ausnahmen.

Auf diese Weise sollten einmalige oder spontane und damit kurzlebige Festlichkeiten ausgesondert werden, die in einem für ein breiteres Publikum konzipierten lexika-

lischen Führer nur verwirren würden. Zum Glück ein wenig irreführend ist der Untertitel «im Jahreslauf», der eine traditionelle Präsentation erwarten lässt. Tatsächlich sind die einzelnen Feste aber alphabetisch angeordnet, eine kalendarische Aufzählung wird nur am Schluss auf wenigen Seiten gegeben. Auch die sonst übliche regionale und lokale Aufreihung kann hier nur am Schluss durch ein Ortsregister und eine Belegortkarte im Bucheinband ermittelt werden. Dadurch, dass alle aufgenommenen Feste einer Art, etwa Ringreiten auf der Insel Föhr bis Ring- und Rolandreiten in Mielkendorf, hintereinanderstehen, kommt doch insgesamt eine gewisse Systematik mit vorsichtigen funktionalen Bezügen hinein. Zudem werden bei ähnlichen Festen an mehreren Orten etwas ausführlichere Einführungen vorangestellt, die einen guten Einstieg ermöglichen: so zum erwähnten Ringreiten, zu Kinderfesten, zum Karneval in Schleswig-Holstein, zu Jahrmärkten, zum Bosseln und schliesslich zu den für dieses Land so wichtigen Gildefesten. Feste, die sich nicht gruppieren lassen, wie das «Barbarafest in Ellenberg» oder die «Mittsommernacht in Bad Bramstedt», werden allerdings deutlich weniger informativ präsentiert, da Sievers «jeden Artikel möglichst knapp» gehalten hat, stets nach dem gleichen Prinzip aufgebaut, eine kurze Ablaufschilderung, Orts- und Zeitangaben, Teilnehmer, Veranstalter und historischer Rückblick und «wenn nötig, eine Interpretation des Vorgangs»; kurze Literatur- und Quellenangaben beenden die meist einspaltigen Artikel. Hervorzuheben ist, dass zu den meisten Festen sehr informative Bilder gestellt wurden, die die Anschauung wesentlich verbessern. Die beabsichtigte sehr knappe Darstellung bringt aber m. E. bei manchen Festen deutliche Informationsverluste und verspielt die Chance einer funktionaleren Schauweise. In seiner Einleitung verweist Sievers auf die Verfremdungen in Festen, die dann kommen, wenn «Politiker Feste zur eigenen Profilierung und Geschäftsleute zu wirtschaftlichen Zwecken benutzen» (S. 7). Nun ist dies aber doch gegenwärtige Festrealität, gibt es doch kaum ein Fest, auf dem sich Politiker nicht zeigen, der sonntägliche Fest-Markt oder Sportbesuch gehören zur ständigen Wahlkreisarbeit von Politikern.

Und Sievers schreibt weiter «Feste als Bestandteil unseres gesellschaftlichen Daseins sollten (deshalb) stets mit gehöriger kritischer Distanz gesehen werden» (ebda). Dieser kritischen Distanz wird aber durch allzu knappe Darstellung kaum eine Möglichkeit gelassen. Zum Beispiel der Schleswig-Holstein-Tag: Sievers erwähnt zwar, dass er nicht unumstritten sei, weil er wegen seiner engen Verbindung mit dem Staat von der Landesregierung als Mittel zu Selbstdarstellung genutzt werden kann» (S. 140). Dass der Schleswig-Holstein-Tag aber ganz bewusst eine verbesserte Kopie des «erfolgreichen» Hessen-Tages ist und somit von der Struktur und Funktion her ganz und gar nicht schleswig-holsteinisch ist, könnte das kritische (Fest-) Bewusstsein des Lesers schärfen. (Ein Vergleich der Zielsetzungen im «Amtsblatt für Schleswig-Holstein» Nr. 11 vom 13. März 1978 und im Hessen ABC von 1972 lassen daran überhaupt keinen Zweifel.)

Diese Einschränkungen sollen aber nicht den Wert der umfassenden Kurzinformation dieses lexikalischen Fest-Führers schmälern. Ein volkskundliches Glossar zum Thema Fest, eine weiterführende, allgemeine Bibliographie zur Festforschung sowie ein Ortsverzeichnis erhöhen die Benutzbarkeit des Bandes beträchtlich.

Andreas C. Bimmer